

Vorwort

Unsere postmoderne Welt pluralisiert sich immer mehr. Auch die Vorstellungen über Zeitgenossen, die anders sind als die Mehrheit der Bevölkerung, befinden sich im Fluss der Veränderung.

Bis in die siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts existierten ziemlich klare und eindeutige Ansichten über das (defizitäre) Wesen von Behinderung und den richtigen Umgang damit: Ausgrenzung durch Spezialisierung in Sonderschulen und Sondereinrichtungen. Theoretischer Hintergrund hierfür war – die auch heute noch vorfindbare – sogenannte „proto-normalistische“ Sichtweise, die sich am einfachsten vielleicht dadurch beschreiben lässt, dass ihre Vertreter sich zwei Korridore vorstellen, von denen der eine den Normalen (wer auch immer das sein mag) vorbehalten ist, der andere den anderen, in diesem Falle den „Behinderten“. Diese beiden Korridore stehen in keinerlei Berührung zueinander, es gibt nur das „Entweder-Oder“, entweder man ist normal, oder man ist es nicht. Denkfiguren wie „Sowohl – als Auch“ oder „Hin und Wieder“, oder gar ein „Weder – Noch“ sind hier nicht vorgesehen. Diese prinzipielle Andersartigkeit hat notwendigerweise die „andere Behandlung“ am „anderen Ort“ zur Folgekonsequenz.

Diese rigide und statische Sichtweise hat sich vielfach aufgelöst, bzw. ist abgelöst worden durch eine sogenannte „flexibel-normalistische“ Sichtweise, die zwischen den beiden Korridoren eine höchst subjektive, flexible und durchlässige Grenze annimmt, die plurale Sichtweisen ermöglicht. Etwa die, sich beides, Normalität und Behinderung zuzuschreiben: „Ich bin behindert, ich kann nicht vieles, . . . und . . . ich bin auch normal!“, sagt etwa Bianca (Palmowski, 2010, 215). Oder die Idee, das Phänomen „Behinderung“ nicht länger als die Eigenschaft einer Person zu verstehen, sondern als ein Widerfahrnis, das durch die Bedingungen einer bestimmten Situation hervorgerufen wird, in der man sich aufregt: „Normal bin ich nicht behindert, nur manchmal bekomme ich einen Anfall, wenn ich mich aufrege. Normal geht es mir gut. Sonst aber kann ich alles, was die anderen auch können“ (Wendeler, Godde, 1989, 311).

Diese Aussage einer als geistig behindert beschriebenen Frau zeigt, dass sie mit einem viel postmodernerem und flexiblerem Verständnis von Behinderung arbeitet, als es viele Professionelle tun. Behinderung ist hier nicht mehr die statische und immerwährende Eigenschaft einer Person, sondern sie wird hier zum Merkmal einer Situation, (in der sie sich aufregt und daraufhin einen Anfall bekommt). Der Rollstuhlfahrer, der in seinem Büro Versicherungspolice verkauft oder im Schachclub seine Partien spielt, ist in diesen Situationen nicht behindert, als behindert erlebt er sich, wenn er an der Straßenbahnhaltestelle auf eine Niederflurbahn warten muss, und es kommt keine. Als behindert erlebe ich mich, wenn ich mit Menschen in Kontakt treten möchte,

die sich in der Gebärdensprache verständigen, denn dann bin ich derjenige, der sich in seinen kommunikativen Möglichkeiten als sehr begrenzt erlebt.

Wie sehr sich die Dinge im Fluss befinden, wird auch in der sonderpädagogischen Praxis deutlich, insbesondere, wenn man zwei Zeitpunkte miteinander vergleicht, die weiter auseinander liegen. So hatten wir vor einigen Jahren in einem Seminar einen Gast, der Leiter eines Wohnheimes für Menschen war, die für geistig behindert gehalten wurden. Er bestätigte, dass die mit der Wende hervorgerufenen Veränderungen in organisatorischen Angelegenheiten und im Umgang mit diesen Bewohnern auch bei diesen selbst zu Veränderungen geführt hätten, die er selbst und seine Mitarbeiter niemals für möglich gehalten hätten. Er formulierte in diesem Zusammenhang seine Neugier auf die Überraschungen, die diesbezüglich noch auf ihn zukommen würden. Sicher scheint mir, dass wir auf diesem Weg noch längst nicht den Endpunkt erreicht haben.

Möglicherweise liegen Begrenzungen nicht nur in den faktischen Gegebenheiten, sondern auch in unseren Erwartungshaltungen, Überzeugungen, Bewertungen und daraus resultierenden sich selbst erfüllenden Prophezeihungen. Vor einiger Zeit fand ich in einer pädagogischen Zeitschrift einen Hinweis auf eine Studie, die sich mit dem (immer noch nachweisbaren) schlechteren Abschneiden von Mädchen im Fach Mathematik beschäftigte. Die Erklärung der Fachleute hierfür lautete: Mädchen schneiden bei Rechenaufgaben schlechter ab als Jungen, weil alle Beteiligten, Lehrer und Lehrerinnen, Mütter und Väter, Schülerinnen und Schüler der Überzeugung sind, dass Mädchen nicht so gut rechnen können wie Jungen. Nicht die Fakten schaffen die entsprechende Überzeugung, sondern diese die Fakten. Fakten würden sich demnach in dem Maße ändern, in dem es uns gelänge, unsere Voreingenommenheiten und auch als gesichertes Wissen Betrachtetes an die Seite zu schieben und neu hinzusehen. „Ausprobieren, wie es wäre, wenn es nicht so wäre, wie es ist“, schlägt Peter Bichsel vor. Es wäre spannend, dieser Sichtweise in sonderpädagogischen Arbeitsfeldern mehr Beachtung zu schenken und darauf zu achten, wie möglicherweise faktisch Gegebenes (oder das, was dafür gehalten wurde) sich verändert und verflüssigt. „Man muss hoffen, denn wird nichts finden, wenn man nicht hofft“, sagte schon Heraklit, und in einem französischen Sprichwort heißt es: „Sie hatten Erfolg, weil sie nicht wussten, dass es unmöglich war.“

Winfried Palmowski